

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 30/3 (2003)

DOI: 10.11588/fr.2003.3.63741

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

dadurch gerechtfertigt werden sollte, daß man Wien zum ersten Schritt provozieren würde, kommt der Verfasser jedoch ohne eine kritische Analyse der Vorgänge aus. Zumindest müßte man doch hier anmerken, daß es sich bei dieser Aktion für das 19. Jh. um einen Neubeginn in der Geschichte der internationalen Politik handelte, wie man auch eine Einordnung in die neuere Forschungsdiskussion über den tiefgreifenden Strukturwandel der internationalen Beziehungen in den 1850er und 1860er Jahren im vorliegenden Band insgesamt vermißt.

Stefan WUNSCH, Köln/Bonn

Roger PRICE, *The French Second Empire. An Anatomy of Political Power*, Cambridge (Cambridge University Press) 2001, VIII–507 S. (New Studies in European History).

Im Sommer 1870 konnte es so aussehen, als sei 81 Jahre nach dem Sturz der absoluten Monarchie die Ära der postrevolutionären Instabilität und der Suche nach einem neuen konstitutionellen Konsens zu einem Abschluß gekommen. In einem Referendum hatte sich eine große Mehrheit der Franzosen für die von Kaiser Napoleon III. und seinem Ministerpräsidenten Emile Ollivier vorgeschlagenen Verfassungsänderungen ausgesprochen, die das Second Empire auf eine neue, liberale Basis stellen sollten. Das Regime hatte seine schwierigste Bewährungsprobe überstanden; der Aufschwung der Opposition, der sich in bedrohlichen Stimmengewinnen bei den Parlamentswahlen von 1869 ausgedrückt hatte, schien gebrochen, das nicht ungefährliche Unterfangen einer Neudefinition der Herrschaftsgrundlagen schien geglückt, der Bestand des Regimes gesichert. Wir wissen, daß es ganz anders kam: Am 4. September 1870, zwei Tage nach Sedan und keine vier Monate nach dem triumphalen Sieg Napoleons beim Verfassungsreferendum, wurde der Kaiser gestürzt, die Republik proklamiert. Das Empire wurde zu einer Episode zwischen dem republikanischen Aufbruch von 1848 und der endgültigen Republikanisierung des Landes in den 1880er Jahren.

Die irritierende zeitliche Nähe zwischen dem scheinbaren Triumph des Regimes und seinem ruhmlosen und unwiderruflichen Ende ist nur einer von mehreren Widersprüchen und Mehrdeutigkeiten, die die Geschichte des Second Empire durchziehen und die Diskussionen zwischen Zeitgenossen und Nachlebenden um Natur und Bewertung des Regimes immer wieder angeregt haben: Die autoritären Anfänge und das Bündnis mit den hochkonservativen Eliten aus Legitimisten und Orleanisten stehen neben der liberalen Endphase und einem sich andeutenden »ralliement« der gemäßigten Republikaner; sozialpolitische Pläne und »sozialistische« Utopien koexistieren mit dem »goldenen Zeitalter« der Spekulation und der industriellen Großprojekte; das Versprechen, »l'Empire, c'est la paix«, reibt sich an der Kette der Kriege, die der Kaiser seit dem Beginn der 1860er Jahre in Europa und Übersee führte, sein Verständnis für die Sehnsucht der »Nationalitäten« nach nationaler Einigung kontrastiert mit seinen verzweifelten Versuchen, das Bismarcksche Einigungswerk zu verhindern.

Kurioserweise haben sich Historiker in den letzten Jahren kaum mehr für diese so faszinierende wie komplexe Episode in der Geschichte des nachrevolutionären Frankreich interessiert; umso mehr ist es zu begrüßen, daß Roger Price, Historiker an der University of Wales in Aberystwyth und bisher vor allem mit Studien zur Zweiten Republik hervorgetreten, nun eine umfassende Gesamtdarstellung des Regimes Napoleons III. vorgelegt hat. Prices Werk ist, um es vorweg zu sagen, ein großer Wurf, der uneingeschränkt Respekt abverlangt. In souveräner Kenntnis der weitverzweigten, gerade auch der lokal- und regionalhistorischen Literatur, dabei weitgehend aus den Quellen gearbeitet (vor allem die Berichte von Präfekten und Staatsanwälten, Regierungs- und Parlamentsenquêtes, Pamphlete und »graue« Literatur wurden ausgewertet), besticht die Darstellung durch akku-

rate Kontextualisierung und genaue Analyse gerade der Komplexität und Widersprüchlichkeit des Regimes. Prices Studie ist ein Musterbeispiel einer modernen, das heißt sozial- und mentalitätengeschichtlich informierten und erweiterten Politikgeschichte. Im Zentrum seines Interesses stehen politische Herrschaft und die Mechanismen ihrer Ausübung, dabei, sehr zu Recht, angesichts der konkreten Aufgaben, vor die sich Napoleon III. gestellt sah, vor allem das Problem der Transformation von Herrschaft und ihrer Adaptation an sich stetig verändernde Rahmenbedingungen. Besonders wohltuend ist, daß Price der Gefahr einer Paris-zentrierten Darstellung entgeht, indem er immer wieder den Blick auf die Provinz richtet und danach fragt, wie die in der Zentrale getroffenen Entscheidungen von den lokalen Amts- und Würdenträgern umgesetzt wurden bzw. welche Widerstände hier zutage traten.

»The French Second Empire« ist in vier (allerdings sehr ungleiche) Abschnitte gegliedert: Einer konzisen Darstellung des Aufstiegs Louis-Napoleon Bonapartes zur Macht folgt zunächst eine ausführliche Analyse seines Herrschaftssystems, das bei weitem nicht so homogen war, wie es oft den Anschein hatte. Price gelingt es anschaulich, die praktischen Beschränkungen der weitgehenden verfassungsmäßigen Kompetenzen des Kaisers aufzuzeigen. Auch wenn er bis Mitte der 1860er Jahre erfolgreich den Corps législatif, in dem er mit sorgfältig gelenkten Wahlen willfähige Mehrheiten gewann, von der Macht fernhielt, so mußte er doch im praktischen Regierungshandeln sowohl auf Ministerebene als auch auf der Ebene der Verwaltungen, der Präfekturen und der Bürgermeisterämter zahlreiche Kompromisse mit den Repräsentanten der alten Eliten und den Notabeln der Provinz eingehen. Das Second Empire, das zeigt sich schon hier, war janusköpfig. Je nach lokalem oder regionalem Kontext ging der bonapartistische Staat Allianzen mit hochkonservativen, ultramontanen Katholiken ein, stützte sich auf liberale Wirtschaftsbürger oder unterstützte das Aufbegehren der Bauern gegen die traditionellen ländlichen Eliten. Je nach Kontext konnte »Ordnung«, das Schlüsselwort der bonapartistischen Herrschaft, äußerst unterschiedlich ausgelegt werden und sehr unterschiedliche Politiken legitimieren. Das zeigte sich auch dort, wo Napoleon versuchte, neben Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung durch Ausbau und Perfektionierung des repressiven Polizeiapparates die Bevölkerung zur Ordnung zu erziehen und diese in den Köpfen und Herzen der Menschen zu verankern. »Preserving Public Order« und »Constructing Moral Order« überschreibt Price diese beiden instruktiven Kapitel.

Im dritten Teil widmet sich Price dann der heterogenen Opposition gegen das Regime, die nicht weniger widersprüchlich und facettenreich erscheint als der Bonapartismus selbst. Sie war zudem vielfältig mit dem Regime verwoben; nur eine kleine Minderheit von intransigenten Legitimisten und radikalen Republikanern blieb über die gesamte Lebensdauer des Empires bei ihrer konsequenten Ablehnung jeder Art von Kollaboration. Deutlicher als in bisherigen Darstellungen wird bei Price die Anziehungskraft, die das Regime zumindest phasenweise auch für diejenigen entwickelte, die ihm zunächst – meist aus Verbundenheit mit einem der Vorgängerregimes – feindlich gegenübergestanden hatten. So deutet Price die »Transformation« des Regimes in den Jahren 1869/70, die liberale Verfassungsreform, die Einsetzung der Regierung Ollivier, das Plebiszit, als eine letztlich erfolgreiche Erneuerung, die innenpolitisch durchaus lange Stabilität hätte garantieren können: »The new regime, seen as a process and not as an end, and bearing many similarities to the presidential system established by de Gaulle, would probably have been viable« (S. 467). Das Ende des Regimes führt Price daher auch nicht auf dessen inhärente Widersprüche zurück als vielmehr auf die spezifische Konstellation, die sich mit dem desaströsen Verlauf des deutsch-französischen Krieges und dem mißlungenen Krisenmanagement ergeben habe. Beide werden im vierten Abschnitt geschildert, wobei Price noch einmal weit ausholt und auch die vor 1870 liegenden Grundzüge der Außen- und Verteidigungspolitik Napoleons Revue passieren läßt. Gerade hier aber fehlte dem Kaiser das »Genie« seines Onkels: Zu spät und zu halbherzig

reformierte er die Armee, die sich selbstgefällig auf den in Italien und Algerien erworbenen Lorbeeren ausruhte – der katastrophale Kriegsverlauf sollte dann die Siegesgewißheit, die auch in weiten Teilen der Öffentlichkeit im Juli 1870 existierte, schnell dementieren.

Daniel MOLLENHAUER, Erfurt

Wolfgang SCHIVELBUSCH, *Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865. Frankreich 1871. Deutschland 1918*, Berlin (Alexander Fest) 2001, 464 S.

Spieler wissen es: Wahre Größe zeigt sich in der Niederlage, und spielen wie leben lernen heißt nicht zuletzt auch verlieren lernen. Das gilt für den einzelnen wie für die Gemeinschaft, soweit letzterer historische Lernfähigkeit nicht generell abgesprochen wird.

Schivelbusch – bekannt durch seine kulturhistorischen Abhandlungen zur Geschichte der Eisenbahnreise, der Genußmittel oder zum Schicksal der Universitätsbibliothek Löwen im Ersten Weltkrieg – greift dieses Thema in der ihm eigenen originellen Art und Weise mit Blick auf die nationale Verarbeitung von Kriegsniederlagen auf, wobei die Kompensationsstrategien vorrangig auf der Ebene der Ideen und Mentalitäten untersucht werden. Aber auch in den Bereichen der Kolonialpolitik, der Ökonomie, der Erziehung und Bildung oder des Sportes sucht Schivelbusch nach Belegen für seinen Ansatz. Die Kernthese des weitreichenden Vergleichs amerikanischer, französischer und deutscher Nachkriegszustände im 19. und 20. Jh. lautet, daß bei besiegten Völkern, wie dem amerikanischen Süden nach 1865, Frankreich nach 1871 und Deutschland nach 1918, Lern- und Veränderungsprozesse in Gang kommen, die zu politischem und kulturellem Wandel führen und letztlich wieder zur Voraussetzung künftiger Siege werden können. Unter dem Titel »Kultur der Niederlage« in Form gebracht, erscheint dieser konfliktreiche und krisenbelastete Prozeß fast ein wenig verharmlost, suggeriert aber andererseits, daß es nicht so schlimm sei zu verlieren, sondern vielmehr darauf ankomme, Niederlagen und allgemein Abschwünge als etwas Normales zu akzeptieren, ja ihnen etwas abzugewinnen zu können. Das unterscheidet den Autor ganz grundsätzlich von Fortschritts- und Modernisierungsdenkern in der Geschichtswissenschaft.

Für den amerikanischen Süden, Schivelbuschs erstem Exempel, scheint obengenannte These allerdings etwas weit hergeholt, denn dem wirtschaftlich ungleich dynamischeren Norden konnten weder »Old« noch »New South« je ernsthaft Paroli bieten. Auch fällt dieses erste Beispiel insoweit aus dem Rahmen, als es sich hier um eine internationale Postbürgerkriegskonstellation handelt, die eher einen Vergleich mit dem westdeutsch-ostdeutschen Konflikt vor und nach 1989 nahelegt. Vielleicht wäre im Anschluß an Michael Jeismanns »Vaterland der Feinde« überhaupt eine Beschränkung auf Frankreich und Deutschland ratsam gewesen. Denn für Schivelbuschs große Thesenbildung sind vor allem die Nachkriegsverhältnisse in Frankreich nach 1871 und Deutschland nach 1918 von Bedeutung. Der mitdenkende Leser kann den Bogen auch weiterspannen: hin zum westdeutschen Wirtschaftswunder nach der totalen Niederlage von 1945 – der beispiellosen Aufstiegsgeschichte eines vollständig besiegten Systems – und eben zu Ostdeutschland nach 1989. Ob hier allerdings ein Niederlagenlernpotential in die gesamtdeutsche Gegenwartsentwicklung eingebracht werden kann und welche Auswirkungen daraus resultieren, wird sich erst noch erweisen müssen.

Daß Schivelbusch den Stoff aus zweiter Hand und nicht auf der Basis empirischer Befunde erarbeitet, ist bei einem solchen Wurf fast unumgänglich. So stützt sich die Studie im wesentlichen auf Sekundärliteratur und bietet zudem einen vielleicht etwas zu umfänglich geratenen Anmerkungsapparat. Was allerdings in der Masse ausführlicher und dabei durchaus prägnanter Zitate zu kurz kommt, ist eine nach Themen klar strukturierte Analyse der behandelten Nachkriegsgesellschaften, wodurch Analogien und Unterschiede deutlicher hät-